

# Die Barmherzigkeit Gottes

## Eine unerschöpfliche Betrachtung

Das Thema des Kurses in diesem Jubeljahr ist die Barmherzigkeit Gottes, über die wir im Licht der Benediktsregel nachdenken wollen. Das Kapitel 4 über die geistliche Kunst nennt als letztes Werkzeug: „An Gottes Barmherzigkeit niemals verzweifeln“ (RB 4,74).

Das ist ein Thema, das wir nie ausschöpfen werden, weil die Barmherzigkeit Gottes grenzenlos und ewig ist. Wir werden die Ewigkeit damit verbringen, die Barmherzigkeit Gottes zu betrachten und Gott dafür zu danken, denn Gott hat uns allein aus Barmherzigkeit geschaffen, aus reiner Barmherzigkeit für die Ewigkeit geschaffen, damit wir ewig bei ihm, in ihm sind. Gott ist Liebe, Gott ist *Caritas*. Wir als persönliche Geschöpfe erleben die Liebe Gottes, also das, was Gott in sich selbst ist, als Barmherzigkeit. Es ist die Erfahrung, dass Gott die Armen liebt, die Sünder, die seiner Liebe nicht würdig sind, dass Gott liebt, wer ihn nicht liebt. Auch im Himmel können wir die Liebe Gottes nur als Barmherzigkeit betrachten und verherrlichen. Die Barmherzigkeit Gottes ist die mit unseren Augen, mit unserem Herzen, sozusagen von unserem Standpunkt aus betrachtete Liebe Gottes. Denn auch im Himmel bleiben wir wir selbst; wir werden in Gott sein, aber nicht identisch mit ihm, wir werden in persönlicher Beziehung mit ihm sein. So drückt es das Buch Hiob aus: „Und nachdem meine Haut so zerschunden wurde, werde ich Gott schauen ohne mein Fleisch. Ich werde ihn schauen, und meine Augen werden ihn sehen und niemand sonst“ (Hi 19,26-27).

Deshalb müssen wir unsere Arbeit dieser Tage in einer kontemplativen Haltung beginnen, indem wir auf Gott schauen und seine Barmherzigkeit betrachten. Es geht nicht so sehr darum, die Barmherzigkeit Gottes verstehen zu wollen, mit unserem Verstand über sie nachzudenken, als darum sie anzusehen, zu betrachten. So werden wir sie verstehen, oder vielmehr, so werden wir es zulassen, dass sie sich offenbart, sich zeigt, und wir werden erkennen, dass sie Licht ist, das „die Augen erleuchtet“ (Ps 19,9), das uns besser sehen lässt, besser die Realität verstehen lässt, die Wirklichkeit, in der wir leben, und die Wirklichkeit, nach der wir uns sehnen, die wir erbitten sollen.

Die Barmherzigkeit Gottes ist ein Licht, das alles erleuchtet, die gesamte Realität, absolut alles, im Guten wie im Bösen. Wir z.B. verstehen nicht, wie das Schlechte, das Leiden der Unschuldigen, mit einem Gott der Liebe zu vereinbaren ist. Die Barmherzigkeit Gottes jedoch ist ein Licht, das gleichsam auch Schatten und Finsternis mit Licht erfüllt. Allerdings beleuchtet sie die Realität nur, wenn ihr Licht angezündet bleibt. Wir suchen oft Licht in der Meditation, im Wort Gottes, aber so, wie wir eine

Batterie aufladen. Wenn sie aufgeladen ist, ziehen wir den Stecker heraus, und die Taschenlampe leuchtet von selbst. Wir bilden uns ein, dass das Licht, das wir von Gott erhalten, unser eigenes Licht, unsere eigene Fähigkeit wird, selber die Wirklichkeit zu beleuchten. Und so fallen wir immer von neuem in die Finsternis zurück und jammern, dass Gott uns nicht genug Licht schenkt.

Gott jedoch ist das Licht einer Gegenwart. Sein Wort ist Licht im Akt des Sprechens, insofern wir jetzt auf ihn selbst hören, ihm lauschen. Und seine Barmherzigkeit ist das Licht seiner Liebe, das jetzt unsere Realität mit Licht erfüllt, und das wir jetzt als sein Licht in der Wirklichkeit betrachten müssen, in der wir leben. Das Licht Gottes über der gesamten Realität ist sein Blick, der jedes Geschöpf liebt und schätzt, auch und vor allem das Ärmste, Kümmerlichste.

Es geht also nicht darum, das Licht zu besitzen, sondern auf Gott zu schauen, die Augen auf ihn geheftet zu haben, jetzt und in jedem Augenblick seine ewige Barmherzigkeit zu betrachten. In Christus ist Gott sichtbar geworden (vgl. Joh 1,18), damit wir ihn anschauen können. Insofern wir auf Christus schauen, wird uns das Licht der Barmherzigkeit geschenkt, damit wir die Realität verstehen, wie diese auch immer sei, und mit allen und allem eine angemessene und echte Beziehung haben, wie Gott es will.

### **Betrachten, um sehen zu lassen**

Die Methode, mit der Jesus uns die Barmherzigkeit Gottes offenbart, ist nie eine Abhandlung über Begriffe, sondern die Darstellung eines Bildes, einer Szene, die wir anschauen sollen. Das Evangelium ist selbst in den Kapiteln, die wir als „Predigt“ bezeichnen, wie die „Bergpredigt“ im Matthäusevangelium, praktisch immer eine Abfolge von Gleichnissen, ist immer Vermittlung eines Bildes, von dessen Betrachtung die Theorie, die Theologie, die Moral, das Gesetz abgeleitet werden sollen. Um die Fürsorge des Vaters zu erklären, sagt Jesus: „Seht euch die Vögel des Himmels an ... Lernt von den Lilien, die auf dem Feld wachsen ...“ (Mt 6,26.28).

Ausgehend von dem, was vom Handeln und Sein Gottes sichtbar ist, gibt uns Jesus zu verstehen, wie wir leben können und sollen, wie unser Leben ein Bild von Gott vermitteln kann, eine Gelegenheit Gott zu sehen und somit zuzulassen, Abbild Gottes in Tat und Wahrheit zu sein. Der Mensch ist geschaffen als Abbild Gottes, ihm ähnlich. Heiligkeit besteht darin, in uns erkennbar werden zu lassen, was Gott ist, indem wir den andern das Bild Gottes weitergeben, das in jedem Menschen zur Vollendung kommen soll. Und diese Vollendung ist die Barmherzigkeit: „Ihr sollt also vollkommen sein, wie es auch euer himmlischer Vater ist“ (Mt 5,48). „Seid barmherzig, wie es auch euer Vater ist“ (Lk 6,36).

Jesus spricht in Bildern. In seiner Menschwerdung ist er selbst Wort, Bild, Ikone geworden. Es ist wie in der Kunst des Theaters, wo ein Text, ein Wort zum Bild wird, das man sich vorstellen kann. Das hebt das Wort nicht auf, aber das Wort wird vermittelt durch ein Bild, eine Szene. Es ist interessant, aufmerksam das Kapitel 15 des Lukasevangeliums zu lesen, das die drei Gleichnisse von der Barmherzigkeit enthält:

das Gleichnis vom verlorenen Schaf, das Gleichnis von der verlorenen Drachme, das Gleichnis vom verlorenen Sohn. Es ist aber wichtig, auch die Einführung zu diesen drei Parabeln aufmerksam zu lesen, die den Kontext und den Grund darlegt, warum Jesus sie erzählt hat: „Alle Zöllner und Sünder kamen zu ihm, um ihn zu hören. Die Pharisäer und die Schriftgelehrten empörten sich darüber und sagten: Er gibt sich mit Sündern ab und isst sogar mit ihnen. Da erzählte er ihnen ein Gleichnis und sagte: Wer von euch, der hundert Schafe hat und eines davon verliert ...“ (Lk 15,1-14).

Beachten wir, dass alle drei Parabeln von einer tatsächlichen Situation, von einer realen Szene ausgehen: Alle Sünder kommen zu Jesus und er spricht mit ihnen. Wir wissen nicht, was Jesus ihnen gesagt hat. Aber das Bild von Jesus, der spricht, und von den Sündern, die zu ihm kommen und ihm aufmerksam zuhören, ist uns überliefert worden. Und die Pharisäer helfen uns, das Bild nachzuzeichnen: „Er gibt sich mit Sündern ab und isst sogar mit ihnen.“ Das heisst, dass alle Jesus, das Wort Gottes, in seiner Beziehung mit den Sündern und Zöllnern gesehen haben, in der Beziehung, in der er sich selber schenkt, weil hier das Wort spricht und gehört wird, in einer Beziehung der Gemeinschaft, der Freundschaft, des Angenommenseins bis in die Geselligkeit des geteilten Mahles am gemeinsamen Tisch, im gemeinsamen Haus.

Das alles ist Bild, Ikone, Szene, die man sehen und hören muss. „Denn das Leben wurde offenbart“, schreibt der heilige Johannes in seinem ersten Brief, „wir haben gesehen und bezeugen ...“ (1 Joh 1,2).

Die Pharisäer und Schriftgelehrten lehnen dieses Bild ab, sie finden es hässlich und ungehörig. Sie sind wie die Kritiker eines Kunstwerkes, eines Films, die ein negatives Urteil fällen und damit die Schönheit und Wahrheit des Bildes, der Szene disqualifizieren, um zu erreichen, dass die Übertragung abgebrochen wird. Alle Werke des Komponisten Vivaldi waren während ungefähr zwei Jahrhunderten vergessen, sie wurden nicht mehr aufgeführt, ihre Klänge waren nicht mehr hörbar, bis man sie in einem Archiv wiederentdeckt hat. Wenn ein Kunstwerk nicht übertragen wird, lebt es nicht. Es kann wieder auferstehen, aber solange es nicht weitergegeben wird, lebt es nicht.

Die Schriftgelehrten und Pharisäer zur Zeit Jesu und aller Zeiten haben alles unternommen, um die Weitergabe des wahren Bildes Christi zu verhindern, oder sie haben es einfach gestört, getrübt, verzerrt, eine Methode, mit welcher die totalitären Regime die Bilder, welche die Sender freier Länder im Fernsehen übertragen, behandeln. Weitergabe bedeutet Tradition. Die Tradition ist das Bild Christi, das sich auf lebendige Weise weitergibt, und die Kirche hat im Wesentlichen den Auftrag, das lebendige Bild Christi, das den Vater offenbart, immer und immer besser weiterzugeben. Die Kirche ist dann treu, wenn sie dem Evangelium treu ist, d.h. dem ursprünglichen Bild Jesu, das immer das gleiche ist wie bei der ersten Verkündigung.

Ich möchte das besonders hervorheben, denn wenn wir uns fragen nach der von uns und in unseren Gemeinschaften gelebten Barmherzigkeit, ist es wichtig sich bewusst zu sein, was auf dem Spiel steht: nichts Geringeres als die Weitergabe des lebendigen

Bildes Christi, des Christus, wie er uns im Evangelium entgegentritt und von der Kirche verkündet wird. Das Evangelium darf nicht einige Jahrhunderte im Archiv liegen bleiben, sondern muss in lebendiger Weise weitergegeben werden. Das ist unsere Verantwortung als Getaufte, als Ordensleute, als Obere. Die grössten Krisen der Kirche sind die Zeiten, in denen das Evangelium „archiviert“ blieb.

Hier also, in den erwähnten Perikopen des Lukasevangeliums, wird Christus als derjenige gezeigt, der die Sünder aufnimmt und mit ihnen isst. Das ist bereits eine Ikone der Barmherzigkeit Gottes. Die Schriftgelehrten und Pharisäer jedoch erkennen sie nicht als solche. Für sie gibt sich Gott nicht mit Sündern ab, wenn er Gott ist. Für sie interessiert sich Gott nur für die Reinen, die Vollkommenen, die Gesetzestreuen.

Wie entgegnet Jesus dieser Ablehnung, in ihm die Barmherzigkeit Gottes zu sehen? Er fährt fort zu zeigen, zeigt noch mehr, verstärkt die Vermittlung des eigenen Bildes, beleuchtet es besser, stellt das Objektiv schärfer ein auf das, was seine Person und sein Wort zeigen wollen. Er rechtfertigt sich nicht, sondern zeigt noch intensiver. Deshalb hält er keine Rede, sondern erzählt drei Geschichten, schildert drei Szenen, die man sehen, sich vorstellen kann.

Wenn wir uns also als Obere einer Gemeinschaft über die Barmherzigkeit Gottes befragen, sollten wir uns nicht so sehr bemühen zu verstehen, sondern zu *sehen*, was Christus uns zeigt, wenn er uns sein eigenes Bild vom Vater zeigt, das Bild vom Vater, das er selber ist, wenn er die Sünder und Zöllner aufnimmt.

Und da wir dazu berufen sind, Hirten zu sein, wollen wir uns auf die erste der drei Parabeln der Barmherzigkeit konzentrieren, auf die Parabel vom verlorenen Schaf, nach Lukas 15,4-7.

### **Vorbilder des Lebens, nicht Gesetzgeber**

Um in uns die richtige Aufmerksamkeit zu wecken, mit der wir dieses Gleichnis betrachten sollen, lese ich euch ein Apophthegma des Vaters Poemen, das mir von höchster Aktualität scheint für alle Kulturen, in denen wir heute unser Hirtenamt ausüben berufen sind:

„Ein Bruder fragte Vater Poemen: ‚Brüder leben mit mir. Willst du, dass ich ihnen Befehle gebe?‘ ‚Nein,‘ sagte der Alte, ‚mach du vor allem deine Arbeit. Und wenn die Brüder leben wollen, denken sie selber an sich.‘ Der Bruder entgegnete: ‚Aber es sind je gerade sie, Vater, die danach verlangen, dass ich ihnen Befehle gebe.‘ Der Greis antwortet: ‚Nein, werde ein Vorbild für sie, nicht ein Gesetzgeber.‘“ (Alphabetische Reihe, Poemen 174 [Guy 188]).

Dieses Apophthegma scheint mir auch sehr wichtig für die Art und Weise, wie wir diese Tage leben wollen. Als ich erfuhr, dass einer der vorgesehenen Redner absagen musste, war ich etwas entmutigt, weil ich mir sagte, das Programm verliere an Substanz und dass wir Gefahr laufen, eure Erwartungen zu enttäuschen. Dann aber wurde mir klar, dass das im Gegenteil eine günstige Gelegenheit ist, selber zu arbeiten, selber und gemeinsam vermehrt zu suchen, uns gegenseitig intensiver zu helfen, was wir immer

tun müssten, wenn unser Orden tatsächlich eine grosse Familie von Brüdern und Schwestern ist. Wir brauchen keine Vorträge, um gute Gesetzgeber zu sein, unseren Gemeinschaften gute Vorschriften, gute Anweisungen zu geben, oder um den besten Führungsstil kennen zu lernen, das beste Programm für die Leitung der Herde zu entwickeln. Wir sind hier, um gemeinsam auf Christus zu schauen, der uns die Barmherzigkeit Gottes in der Figur des Guten Hirten offenbart. Denn wenn wir auf ihn schauen, wenn wir ihn zum Vorbild für unser Leben nehmen, werden wir fähig, unser Leben zu verschenken wie er und in ihm, und so Vorbild, Abbild der Liebe Christi für unsere Brüder und Schwestern zu werden, das ihnen hilft, wiederum selber den andern ein lebendiges Bild von Christus zu vermitteln. Das konzentriert sich für Jesus, wie auch für den heiligen Benedikt, in der Barmherzigkeit, im Weiterschicken der Barmherzigkeit des Vaters, wenn wir uns selber für die Barmherzigkeit Gottes öffnen und sie den Mitmenschen mitteilen, so wie Jesus sie uns offenbart und weitergibt. Im Grunde genommen gibt es nichts Wichtigeres für uns als uns gegenseitig zu helfen, im Licht der Barmherzigkeit das, was der heilige Benedikt vor allem vom Abt sagt, zu vertiefen und konkret zu leben: „*Christi enim agere vices in monasterio creditur* – Der Glaube sagt: Er vertritt im Kloster die Stelle Christi“ (RB 2,2). Was heisst das für uns? Wie können wir diesen Glauben haben (*creditur* – der Glaube sagt) und in unserem Kloster leben?

Ein Gesetz weiterzugeben ist einfach. Das ist sogar dann möglich, wenn das Gesetz zwei Jahrhunderte lang im Archiv bleibt. Aber Leben weitergeben kann nicht von Archiven gewährleistet werden, sondern nur von Orten, wo Leben stattfindet, wo es eine Tradition von Gemeinschaft, von gemeinsamem Leben gibt, das sich erneuert, wie eine Familie sich regeneriert. Und in dieser Weitergabe spielen die Oberen eine entscheidende Rolle, entscheidend gerade in dem Mass, in dem wir Hirten, zu Hirten berufen sind.

Entscheidend ist aber auch die Unterstützung, die wir uns gegenseitig und unter den verschiedenen Gemeinschaften schenken können. Wenn man ein Gesetz vergisst, genügt es, den Text hervorzuholen, der uns daran erinnert. Wenn wir aber die Weitergabe des Lebens versäumen, wenn wir die Vermittlung des lebendigen Bildes Christi vernachlässigt haben, dann müssen wir es suchen und dort wiederfinden, wo die Weitergabe des Lebens, die Tradition des Evangeliums noch lebendig ist und gelebt wird. Früher hat man versucht, die Flamme der Osternacht während des ganzen Jahres in der Lampe des Heiligtums aufzubewahren. Wenn eine Lampe vorzeitig erlosch, ging man in eine andere Kirche, wo das Osterlicht noch brannte, um dort die Flamme wieder entzünden. So müssen wir uns gegenseitig helfen, das Charisma weiterzugeben, in Demut uns gegenseitig um Hilfe zu bitten, anzuerkennen, dass die Flamme gewisser Personen oder Gemeinschaften noch mehr Leuchtkraft hat als die eigene, dass wir sie uns gegenseitig weitergeben können, damit der ganze Orden treu das Leben Christi, das evangelische Bild Christi vermitteln kann, wie der heilige Benedikt und die heiligen Zisterzienser es getan haben.

Eine gute Ausbildung gibt einem Oberen wie jedem Erzieher die Gelegenheit einer Erfahrung. Und wenn diese Erfahrung echt und tief ist, wird sie sich von selbst über das

Zeugnis unseres Lebens weitergeben. Wie Vater Poemen seinem Mitbruder, der eben zum Oberen ernannt worden ist, sagt: „Mach du vor allem deine Arbeit. Und wenn die Brüder leben wollen, denken sie selber an sich.“ Das heisst: Wenn du selber die Erfahrung eines intensiven, schönen, demütigen, treuen, grosszügigen monastischen Lebens machst, wird es den Brüdern, die sich auch nach einem erfüllten Leben sehnen, von selbst in den Sinn kommen, dir zu folgen, auf dich zu schauen und so zu leben wie du.

Es ist Tatsache, dass die Jungen heute vielleicht mehr als noch vor ein paar Jahrzehnten nach Anweisungen, klaren Regeln verlangen, die ihnen genau vorschreiben, was zu tun und was nicht zu tun ist. Denn oft haben sie in ihren Eltern und Lehrern und sogar in ihren Priestern keine Vorbilder für ihr Leben gehabt. Sie sind aufgewachsen ohne Strukturen, ohne Schutz, ohne stimulierende Beispiele. Sie sind daher unsicher, und sie denken, dass die Probleme der Unruhe ihres Herzens und des Dramas des menschlichen Lebens mit Gesetzen gelöst werden können.

Von „Vorbildern“ zu sprechen ist auch schwierig geworden, weil für die Jungen unserer Zeit ein „Vorbild“ jemand ist, den man bewundert und alle nachzuahmen wünschen, den alle beneiden, aber nur wegen der Erscheinung, nicht wegen dem, was er wirklich lebt. Jemand ist ein Vorbild für das, was er *hat*, nicht für das, was er *ist*. Man bewundert Vorbilder wie die Heiden die Götter des Olymp: mit der Überzeugung, dass man in Wirklichkeit nie so sein kann wie diese, und dass folglich unser Leben nicht schön und glücklich ist. Aus diesem Grund glauben auch viele an die Reinkarnation in der Hoffnung, dass sie das nächste Mal ein günstigeres Los ziehen.

Wir müssen dieser grundsätzlich hedonistischen Kultur Rechnung tragen, um zu verstehen, wie wichtig es ist, authentische Vorbilder zu sein für das Leben, für das reelle Leben, für ein erreichbares Glück, für die Erfahrung einer Erfüllung, die uns in Christus geschenkt ist.

Ich denke hier an das Beispiel des heiligen Petrus, wie er diese Forderung den Ältesten der Kirche vorstellt: „Eure Ältesten ermahne ich, da ich ein Ältester bin wie sie und ein Zeuge der Leiden Christi und auch an der Herrlichkeit teilhaben soll, die sich offenbaren wird: Sorgt als Hirten für die euch anvertraute Herde Gottes, nicht aus Zwang, sondern freiwillig, wie Gott es will; auch nicht aus Gewinnsucht, sondern von Herzen; seid nicht Beherrscher eurer Gemeinden, sondern Vorbilder für die Herde!“ (1 Petr 5,1-3)

Der heilige Petrus fühlt sich nicht als Hirte wegen eigener Qualitäten, sondern weil er die Leiden Christi geschaut hat, weil er Christus als guten Hirten, der Leben schenkt, gesehen hat. Deshalb sollen die Ältesten ihre Sendung nicht als Last empfinden, als ein Muss, so als hätten sie als Erste Befehle erhalten, die es auszuführen, Regeln, die es zu befolgen gilt. Nein! Wir sind „Älteste“, wir sind Hirten, weil Jesus Christus sich so offenbart hat, weil er sich als vollkommenes Bild der Barmherzigkeit des Vaters, als der gute und schöne Hirt offenbart hat, der Leben schenkt. Jesus ist ein faszinierendes Vorbild, das anzieht, aber nicht als unerreichbarer Traum. Christus zeigt uns in seiner Person das Leben, das wir leben können, eine Erfahrung, die auch wir mit seiner Gnade

machen können. Auf den Guten Hirten schauen, das ist es, was uns fähig macht, „freiwillig“ und nicht „aus Zwang“ Hirten zu sein. Hirten, die dankbar sind dafür, dass sie Hirten sein dürfen, dankbar dafür, so wie Christus ihr Leben verschenken zu dürfen, unentgeltlich, aus Liebe, die nicht eigene Vorteile sucht. Am Ende stellt der heilige Petrus das „Vorbild für die Herde“ dem „Beherrscher der Gemeinden“ gegenüber. Das ist der Punkt: Der Herrscher erteilt Befehle, wie wir das im Apophthegma gesehen haben. Der gute Hirte dagegen ist Vorbild. Er gibt nicht Anweisungen, sondern lebt ein Leben, lebt Barmherzigkeit, lebt Selbsthingabe, und das sind Beispiele, die sich auf die Brüder und Schwestern übertragen, die sie tiefgreifend verändern und sie leben lässt. Durch seine Befehle lässt der Herrscher „machen“; durch sein Beispiel lässt der gute Hirt „leben“, er führt zu einem Leben in Fülle.

Gerade durch die Ausübung von Autorität sind wir Vorbild oder sind wir es nicht. Warum? Eben weil das Vorbild par excellence für ein christliches Leben der gute Hirt ist, der sein Leben hingibt für die Schafe. Das Gegenteil davon ist der Lohnarbeiter, dem „nichts an den Schafen liegt“ (Joh 10,13). Er denkt nur an den Lohn, den er für das Schafhüten bekommt. Der gute Hirte gibt nicht Befehle, sondern leitet die Schafe, ruft sie beim Namen, nährt sie, führt sie zu den guten Weiden und zu den Quellen lebendigen Wassers...

Die Figur des guten Hirten ist das Bild, mit dem Jesus sich selbst dargestellt hat, das lebendige Bild, das er uns geschenkt hat, damit wir es nachahmen. Der gute Hirt ist aber nicht bloss ein Bild: es ist Gegenwart, Erlebnis, eine Beziehung Christi mit uns und von uns mit ihm. Jesus offenbart sich nicht als Guten Hirten nur um uns zu zeigen, wie man regiert, sondern vor allem, damit wir, und wir als erste, uns von ihm lieben, von ihm führen und betreuen lassen. Jesus ist nicht nur das Vorbild des guten Hirten, das man nachahmen soll, sondern der Gute Hirte, der uns weidet. Das bedeutet, dass gerade wir vor allem seine Schafe sind, oder vielleicht auch Ziegenböcke, und nur, wenn wir uns von ihm weiden lassen, können wir Hirten werden wie er.

Das heisst aber nicht, dass unser Hirtenamt uns hindern darf, für die Pflege der Freundschaft mit Christus Zeit zu haben. Das kommt leider oft vor, wenn Obere durch die Ausführung ihres Amtes sich spirituell erschöpfen. Unser Amt ist uns anvertraut als Gelegenheit, uns intensiver an das Beispiel des Guten Hirten par excellence zu klammern.

### **Pastorale Mystik**

Mir kommt ein anderes Apophthegma in den Sinn, wieder eines von Poemen. „Wenn Moses seine Herde nicht nach Midian geführt hätte, hätte er den nicht gesehen, der im Dornbusch war“ (Poemen 195 [Guy 186]).

Das Hirtenamt ist nicht einfach eine Funktion, es ist nicht nur Dienst. Es ermöglicht uns, mit dem Herrn einen privilegierten Umgang zu haben, damit wir unseren Brüdern und Schwestern die Liebe vermitteln können, die jeden bevorzugt behandelt. Das ist das Geheimnis der letzten Begegnung des auferstandenen Jesus mit Petrus am Ufer des Sees: „Liebst du mich mehr als diese? – Weide meine Lämmer!“ (vgl. Joh 21,15-17).

Wenn wir Christus vertreten sollen, dürfen wir ihn nicht ersetzen. Vertreten heisst, den immer unter uns gegenwärtigen Guten Hirten sichtbar machen. Je tiefer wir mit ihm eins sind in der Liebe, desto besser stellen wir ihn dar für unsere Brüder und Schwestern.

Dieses Apophthegma macht uns auch darauf aufmerksam, dass jeder, der ein Hirtenamt innehat, dazu berufen ist, dem Herrn gerade in dieser Aufgabe zu begegnen. Oft haben die Oberen den Eindruck, dass ihre Verantwortung sie an einer tiefen Beziehung zu Gott und am Beten hindert, sie von der monastischen Spiritualität entfernt, keine Zeit lässt für die *lectio divina*, für das stille Verweilen vor Gott, ohne drängende Sorgen. Das kann bestimmt auch Wirklichkeit sein. Aber Poemen scheint uns darauf hinzuweisen, dass gerade in der Sorge für die Herde, in der Hingabe an die Herde uns Gott begegnet, auf geheimnisvolle Art, in der Wüste. Es gibt eine „pastorale Mystik“, eine Begegnung und eine Beziehung mit dem Mysterium Gottes, die uns gerade in der Ausführung unseres Amtes geschenkt werden, wenn wir die Herde weiden. Es gibt einen „brennenden Dornbusch“, auf den wir gerade dann stossen, wenn wir die Herde auf die Weide führen, weil wir uns um das Wohl der Herde kümmern, die gute Weide, die gute Quelle suchen. Denn der brennende Dornbusch, in welchem Gott sich dem Moses offenbart, ist die erste Offenbarung Gottes als *Caritas*, als Liebe die brennt, ohne zu verderben, ohne zu zerstören. Der brennende Dornbusch ist das Symbol für die Mystik der Liebe Gottes, für Gott-Caritas. Und indem er sie sichtbar macht, ist der Dornbusch das Symbol der Liebe Gottes als Barmherzigkeit. Denn aus diesem brennenden Dornbusch sagt Gott nicht zu Moses, er könne von nun an als Einsiedler leben; er sagt vielmehr, dass er Mitleid hat mit dem Volk. Und aus dem brennenden Dornbusch vertraut Gott dem Moses eine Herde an, die viel grösser ist als die des Jitro: Es gilt, das ganze Volk Israel zu befreien, zu weiden und während 40 Jahren zu führen.

„Der Herr sprach: Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten gesehen und ihre laute Klage über ihre Antreiber habe ich gehört. Ich kenne ihr Leid. Ich bin herabgestiegen, um sie der Hand der Ägypter zu entreissen und aus jenem Land hinaufzuführen in ein schönes, weites Land, in ein Land, in dem Milch und Honig fliessen (...) Jetzt ist die laute Klage der Israeliten zu mir gedrungen und ich habe auch gesehen, wie die Ägypter sie unterdrücken. Und jetzt geh! Ich sende dich zum Pharao. Führe mein Volk, die Israeliten, aus Ägypten heraus!“ (Ex 3,7-10)

Das Leben als Hirten muss uns dahin führen, wo der Herr sein Mitleiden offenbart mit dem Volk, mit unserer Gemeinschaft, mit jedem Bruder, mit jeder Schwester, mit den Personen, die wir in unserem Kloster empfangen oder empfangen sollten, wie die Migranten unserer Zeit. Gerade unsere Tätigkeit muss uns dahin führen, wo Gott uns sein Mitleid offenbart, dort wo Gott sich empfänglich macht für das Elend der Brüder: „Ich habe das Elend meines Volkes gesehen ...“ (Ex 3,7). Es ist als würde Gott sagen: „Blicke mit mir auf das Elend des Volkes! Werde mit mir sensibel für das Elend der Brüder und Schwestern! Komm in mein Mitleid hinein, sei Werkzeug meines Mitleids, verkörpere mein Mitleid und bring es im Amt, das ich dir anvertraut habe, zum Ausdruck!“



## Das Mitleiden Christi

Jesus hat auch so gehandelt. Auch er ist gekommen, machte sich sichtbar, machte die barmherzige Liebe Gottes sichtbar, seinen mitleidvollen Blick, der das Elend des Volkes sieht, das Elend aller; er will uns, vor allem uns Hirten, einbeziehen in seine Barmherzigkeit.

Es ist interessant festzustellen, dass im Kapitel 15 des Lukasevangeliums Jesus als erstes das Gleichnis vom guten Hirten erzählt, um die Aufnahme der Sünder, d.h. seine Barmherzigkeit zu rechtfertigen. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn offenbart ohne Zweifel das Herz des Geheimnisses, aber die erste Figur der Barmherzigkeit ist die des Hirten.

Betrachten wir jetzt gemeinsam dieses Gleichnis, um die wesentlichen Aspekte der Barmherzigkeit zu erkennen, welche unsere Berufung und Sendung als Obere einer Gemeinschaft von uns verlangen. Jedes Wort, das Lukas verwendet, ist bedeutungsvoll und muss aufmerksam gelesen werden.

„Da erzählte er ihnen ein Gleichnis und sagte: Wer von euch, der hundert Schafe hat und eins davon verliert, lässt nicht die neunundneunzig in der Wüste zurück und geht dem verlorenen nach, bis er es findet? Und wenn er es gefunden hat, nimmt er es voll Freude auf die Schultern, und wenn er nach Hause kommt, ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen und sagt zu ihnen: Freut euch mit mir; ich habe mein Schaf wiedergefunden, das verloren war. Ich sage euch: Ebenso wird auch im Himmel mehr Freude herrschen über einen einzigen Sünder, der umkehrt, als über neunundneunzig Gerechte, die es nicht nötig haben umzukehren.“ (Lk 15,3-7)

Beachten wir zuallererst, dass dieses Gleichnis im Grunde genommen eine Frage ist, eine Frage, welche die Zuhörer herausfordert. „Wer von euch, der hundert Schafe hat und eins davon verliert, lässt nicht die neunundneunzig in der Wüste zurück und geht dem verlorenen nach, bis er es findet?“ (Lk 15,4). Jesus rechtfertigt seine Barmherzigkeit, indem er uns eine Frage stellt. Jesus verwendet in vielen Gleichnissen und Unterweisungen diese Methode. Er antwortet gern mit einer Frage, die eine neue Frage in uns auslöst und uns nach einer Antwort suchen lässt, die wir schon in uns tragen, ohne dass wir es merken, ohne dass wir uns dessen bewusst sind oder sein wollen. Jesus will nicht, dass wir Fragen stellen, ohne uns selber zu befragen, ohne innere Bereitschaft, uns selbst in Frage zu stellen. Genau das ist aber das Problem der Schriftgelehrten und Pharisäer: Auch wenn sie fragen, tun sie es nur, um die andern in Frage zu stellen, um die andern verlegen zu machen, um die Überzeugungen der andern zu zerstören, nie ihre eigenen. Jesus hingegen macht das, er hat die nötige Autorität dazu, er stellt ihnen Fragen, die sie dazu zwingen, sich selbst, ihre Überzeugungen, ihre Reaktionen, ihr Urteil über die andern in Frage zu stellen. In diesem uns vorliegenden Text aber haben die Pharisäer nicht einmal eine Frage gestellt. Sie haben sich über Jesus empört und eine Kritik geäußert, die einer unwiderruflichen Verurteilung gleichkommt: „Er gibt sich mit Sündern ab und isst sogar mit ihnen“ (Lk 15,2).

## ***Wer von euch?***

Jesus provoziert sie ganz direkt: „Wer von euch ...?“ Wörtlich: „Welcher Mensch unter euch (Τίς ἄνθρωπος), der hundert Schafe hat ...?“

Jesus reagiert nicht wie die Pharisäer. An andern Stellen des Evangeliums hat er harte Worte für die Beschreibung der heuchlerischen Haltung der Schriftgelehrten und Pharisäer. Hier aber gibt er ihnen Gelegenheit, über das Verhalten Jesu nachzudenken, indem sie ihre eigene Erfahrung, die Erfahrung ihrer elementaren Menschlichkeit befragen, das, was sie schon leben. Er sagt gleichsam: „Auch ihr seid wie ich. Auch in euch ist eine Menschlichkeit und Sinn für das Gute, wie in mir!“ Jesus hebt etwas Positives in den Schriftgelehrten und Pharisäern hervor; er möchte, dass es zum Vorschein kommt, dass es bewusst und aktiv und wichtiger wird als ihre Theorien und Vorschriften.

Um uns verstehen zu lassen, wie Gott ist, verweist uns Jesus gewissermassen auf den Menschen, auf das Herz des Menschen. Er gibt uns zu verstehen, dass die Barmherzigkeit Gottes im menschlichen Herzen bereits ihr Bild eingraviert hat. Welcher Mensch würde nicht das eine von hundert Schafen suchen gehen, das sich verirrt hat? Und an einer andern Stelle sagt Jesus: „Ist einer unter euch, der seinem Sohn einen Stein gibt, wenn er um Brot bittet?“ (Mt 7,9)

Es ist wichtig zu verstehen, dass das Evangelium, und ganz besonders das Evangelium der Barmherzigkeit Gottes, uns auf eine tiefere Kenntnis unserer selbst verweist, auf ein klareres Bewusstsein von unserer Menschlichkeit. Wenn Christus uns den Gott des Erbarmens offenbart, offenbart er dem Menschen den Mensch, macht er uns unserer Menschlichkeit als Abbild Gottes bewusst.

Das ist sehr wichtig auch im Hinblick auf die Ausbildung, die wir in unseren Gemeinschaften sicherstellen und fördern müssen, im Hinblick auf die Unterweisungen, welche die Oberen ihren Brüdern und Schwestern anbieten müssen. Es geht nicht darum, leere Gefässe zu füllen, sondern darum, Pflanzen zu düngen und zu begiessen, in die Gott sein Ebenbild, sein schöpferisches Wort, seinen Geist gelegt hat.

### ***...wenn er hundert Schafe hat und eins davon verliert ...***

Gott hat seine Liebe, die immer persönlich ist, in uns hineingelegt. Auch wenn einer hundert Schafe hat, ist jedes einzelne wichtig. Wenn eines verloren geht, tröstet sich der Hirt nicht mit den Worten: „Es ist ja nur eins von hundert, ich verliere nur einen Hundertstel von meinem Vermögen, das ist nicht schlimm.“ Wer so denkt, hat keinen Respekt vor dem Bild der Barmherzigkeit Gottes, das er in sich trägt, er hat keinen Respekt vor dem eigenen Menschsein.

Im Grunde genommen hat er auch keinen Respekt vor den 99 Schafen, die ihm bleiben, denn das würde ja heissen, dass jedes nur einen Hundertstel der Liebe des Hirten verdient, dass keines einzigartig ist.

Wenn daher der Hirt "die neunundneunzig in der Wüste zurücklässt", um das eine verlorene zu suchen, ist das ein Gewinn für alle Schafe, für die ganze Herde. Alle erkennen auf diese Weise die Qualität der Liebe ihres Hirten und wie er jedes von ihnen liebt. Sie sehen, dass der Hirt auch dann die andern zurücklassen würde, wenn eines von den Zurückgebliebenen sich verirren sollte.

Wenn der heilige Benedikt in der Regel verlangt, dass man sich besonders um die schwachen und gebrechlichen Brüder und Schwestern, um die „kranken“ oder selbst um die „rebellischen“, um die "*fratres delicati*" kümmern soll, worüber wir ausführlich am Generalkapitel gesprochen haben, dann heisst das nicht, dass wir die andern vernachlässigen, sondern dass ein Oberer sich bewusst gerade auf diese Weise wirklich um alle kümmert. Die Sorge um den Schwächsten, um den Schwierigsten, ist Sorge um alle, tut allen gut, lässt alle wachsen.

Deshalb ermahnt der heilige Benedikt den Abt mehrmals, nicht den Besten den Vorzug zu geben und die Schwachen zu vernachlässigen, denn das wird zur Tyrannei auch für die, denen es gut geht, das ist nicht der richtige Weg, sie wirklich zu lieben: „Er sei sich bewusst, dass er die Sorge für gebrechliche Menschen übernommen hat, nicht die Gewaltherrschaft über gesunde. Er fürchte das Drohwort des Propheten, durch das Gott sagt: Was fett schien, habt ihr euch genommen, was schwach war, habt ihr weggestossen" (RB 27,6-7; Ez 34,3-4).

Barmherzigkeit üben hat immer den Anschein von Ungerechtigkeit, weil das eine Liebe ist, die solche bevorzugt behandelt, die es nicht verdienen. Gott liebt nicht denjenigen am meisten, der es verdient, sondern denjenigen, der es am nötigsten hat, der wenig geliebt und wenig lebenswürdig ist. Das ist gerade das Problem zwischen den Pharisäern und Jesus. Auch die Pharisäer laden Jesus zum Essen ein. Er aber scheint sich eher mit Sündern und Zöllnern wohl zu fühlen als mit ihnen. Die Pharisäer waren intelligenter, kannten sich besser aus in der Schrift, sie waren strenggläubiger, aber Jesus sprach lieber mit den Zöllnern, war gern bei ihnen, betete mit ihnen. Die Pharisäer empfanden das als Ungerechtigkeit, sie fühlten sich in der Wüste allein gelassen, sie glaubten, für ihre Treue bestraft zu sein, sie, die sich nicht wie die andern verirrt hatten. Sie sahen, dass mehr geliebt wurde, wer schlechter gehandelt hatte, dass man mit grösserer Leidenschaft nach denen suchte, die verloren waren.

Wir dürfen die Gefühle der 99 treuen Schafe nicht vernachlässigen oder unterschätzen, denn Gott beruft uns mit Sicherheit nicht dazu, sie weniger zu lieben als das verlorene. Es ist wichtig, dass wir von der Barmherzigkeit Gottes lernen, die verlorenen Schafe so zu lieben, dass auch die 99 Fortschritte machen im Bewusstsein, genau so geliebt zu sein, dass Gott sie alle auf diese Weise liebt.

***...lässt nicht die neunundneunzig in der Wüste zurück...***

Die 99 Schafe bleiben „in der Wüste – ἐν τῇ ἐρήμῳ“ zurück (Lk 15,4). Dieses Detail fällt auf. Die Weiden in Palästina befinden sich natürlich ausserhalb der bewohnten Gebiete in einsamen Gegenden, in der Wüste von Judäa. Eigentlich wäre das gar keiner Erwähnung wert. Ich denke aber, dass dieser Ausdruck hier etwas Existentielles

ausdrückt, einen geistlichen Sinn hat. Es gibt eine „Wüste“, eine Einsamkeit, die wir akzeptieren müssen, wenn wir die Barmherzigkeit Gottes kennenlernen und erfahren wollen. Einsamkeit ist eine für unser spirituelles Reifen, für das geistliche und menschliche Wachstum unserer Gemeinschaften notwendige Erfahrung. Um der Barmherzigkeit Gottes teilhaftig zu werden, um zuzulassen, dass Gott der ganzen Welt seine Barmherzigkeit erweist, müssen wir diese geheimnisvolle und wertvolle Verlassenheit akzeptieren. Ich denke da z.B. an die innere Verlassenheit, in welcher Mutter Teresa von Kalkutta gelebt hat, fast ihr ganzes Leben lang. Und so konnte sie bevorzugtes Instrument der barmherzigen Liebe Gottes werden, der Barmherzigkeit Gottes, welche die Ärmsten unter den Armen dort sucht, wo sie niemand mehr sucht.

Welches aber ist die Erfahrung der 99 zurückgelassenen Schafe? Sie sind allein, weil der Hirt auf die Suche des verlorenen Schafes gegangen ist. Und wohin ist er gegangen, um das Schaf zu suchen? In die Einöde, und somit in die Einsamkeit. Der Hirt ist wirklich allein, wenn er das verlorene Schaf sucht. Die 99 Schafe aber sind beisammen, sie sind viele. Der Hirt dagegen ist allein in der Wüste, wo er das verirrte Schaf zu finden hofft. Die 99 müssen und dürfen ein wenig teilhaben an der Einsamkeit des Hirten, am Preis der Barmherzigkeit des Hirten, an dem, was die Barmherzigkeit dem Herzen des Hirten, dem Herzen Gottes „kostet“. Man ist nicht reif, man ist nicht wirklich treu, wenn man sich weigert, zu „leiden mit“ dem erbarmenden Herzen des Hirten. Als der Vater des Gleichnisses vom verlorenen Sohn seinen älteren Sohn holen ging, bat er ihn darum, an seiner Freude über die Heimkehr des jüngeren Bruders teilzunehmen. Im Grunde genommen aber bittet er ihn und bietet er ihm, an seinem Erbarmen teilzunehmen und so das Herz des Vaters zu seinem eigenen zu machen, selber auch Schmerz über den Verlust des Bruders zu empfinden. Wenn der ältere Bruder den Schmerz des Vaters über den Verlust und den „Tod“ des Bruders nicht teilen will, wenn er nicht mit dem Vater mit-leiden will, kann er nicht an seiner Freude über die Rettung des Bruders teilhaben und sich auch nicht darüber freuen, dass er immer alles mit dem Vater gemeinsam hat (vgl. Lk 15,31).

Eine Gemeinschaft, die darin keine Fortschritte macht, ist keine Gemeinschaft, ist nicht brüderlich, ist nicht in der Liebe Christi vereinte Gemeinschaft. Wir müssen uns die Frage stellen, ob wir tatsächlich unsere Gemeinschaften dazu erziehen, mit uns die Not der physisch, psychisch und spirituell schwächsten Brüder und Schwestern mitzuempfinden.

Die monastische Berufung sucht so oder so die Wüste. Wenn aber diese Wüste nicht die Dimension des Mitleides mit dem Herzen des Guten Hirten hat, der das verlorene Schaf suchen geht, ist sie nicht christliche Wüste, ist sie steril.

***...er geht dem verlorenen nach, bis er es findet...***

Der gute Hirte lässt also die 99 Schafe in der Wüste zurück und „geht dem verlorenen nach, bis er es findet“ (Lk 15,4).

*Suchen, was verloren ist*, ist das grosse Werk der Barmherzigkeit, weil es das grosse Werk Christi ist, die grosse Sendung des Sohnes Gottes, das Werk der Erlösung, das Christus bis zum Tod am Kreuz auf sich genommen hat. Denken wir nur an den Schluss der Begegnung Jesu mit dem Zöllner Zachäus: „Der Menschensohn ist gekommen, um zu suchen und zu retten, was verloren ist“ (Lk 19,10).

Die Kirche gibt es wegen dieser Sendung, um diese Sendung der Barmherzigkeit zu verkörpern, und Papst Franziskus nützt jede Gelegenheit uns daran zu erinnern, „ob man es hören will oder nicht“ (2 Tim 4,2), würde der heilige Paulus sagen.

Was heisst das für uns, „suchen, was verloren ist“? Oft sind wir wie der Vater des dritten Gleichnisses im Kap. 15 des Lukasevangeliums, in dem Sinn, dass wir lieber warten, bis der verlorene Sohn von selbst nach Hause zurückkehrt, und wir meinen, wir seien barmherzig, weil wir ihn aufnehmen. Jesus fordert aber von uns auch, dass wir aufbrechen und ihn suchen gehen. Und wir wissen nur zu gut, dass es in den Klöstern viele verirrte Schafe gibt. Physisch haben sie sich nicht entfernt, aber innerlich, im Herzen, geistig, moralisch sind sie fortgegangen, abwesend, verloren. Suchen wir sie? Und wie suchen wir sie?

Unser Gleichnis sagt nichts über Einzelheiten dieser Suche. Es sagt nur, dass sie nicht aufgibt, „bis er es findet“. Das ist ein interessantes Detail. Die Suche nach den verlorenen Brüdern und Schwestern ruht nicht, bis sie gefunden sind. Es gibt keine zeitlichen Bedingungen und Grenzen. Die Suche hat erst dann ein Ende, wenn der Hirt das verlorene Schaf gefunden und in die Arme genommen hat. Wir wissen, dass es in unseren Gemeinschaften Brüder und Schwestern gibt, die man während Jahren suchen muss, vielleicht sogar während unserer ganzen Amtszeit als Obere. Oft finden wir diese verlorenen Schafe erst ganz kurz vor ihrem Tod. Lohnt sich das? Hat das Sinn? Ja, denn dieses ganze Suchen, dieses Wandern in der Wüste in der Hoffnung, ihnen zu begegnen, diese ganze Zeit ist Zeit der Barmherzigkeit Gottes, ist Zeit, in der das Erbarmen des Guten Hirten wirkt, aber nicht nur für sie, sondern für uns selbst und unsere Gemeinschaft und vielleicht für die ganze Kirche und die ganze Welt. Es sind Zeit, Energie, Kosten, die die Freude des Reiches Gottes vorbereiten, unsere Freude und die ihre, die Freude der ganzen Gemeinschaft, die Freude, die erst „im Himmel“ voll und vollkommen sein wird (Lk 15,7), „im Beisein der Engel Gottes“ (Lk 15,10).

Es ist wirklich wichtig, dass wir dieses Bewusstsein haben: Das Leben, das wir investieren in die Suche des verlorenen Schafes, ist für uns ein erfülltes Leben, denn auf diese Weise ist unser Dienst im Geheimnis Christi verankert, im Geheimnis der Barmherzigkeit Gottes in Christus. Wenn wir meinen, unser Pflichterfüllung sei nur dann fruchtbar, wenn alles gut geht, wenn wir Erfolg haben, wenn es keine Schafe zu suchen gibt, dann heisst das, dass wir unsere Sendung, im Kloster „die Stelle Christi“ zu vertreten (RB 2,2), nicht leben, dass nicht ER allein unser Vorbild und Programm für unser Leben ist. Dann werden wir ständig enttäuscht sein, denn ob wir wollen oder nicht, wir werden immer verlorene Schafe haben. Der Herr schickt sie uns. Manchmal sind wir versucht, sie loswerden zu wollen, sie lieber „in die Metzgerei“ als nach Hause zu bringen. Auch das kann passieren. Es ist aber nie ein Indiz christlicher Fruchtbarkeit

für eine Gemeinschaft. Denn das Gleichnis gibt uns zu verstehen, dass die verlorenen Schafe, denen wir nachgehen und die wir nach Hause tragen, das Geheimnis grösster Freude sind.

***...und wenn er es gefunden hat, nimmt er es voll Freude auf die Schultern...***

Es gibt zweimal Anlass zur Freude in diesem Evangelium. Einmal, wenn der Hirt das Schaf findet und dann das gemeinsame Fest mit allen, die geteilte Freude.

Das ist christliche Freude: eine Freude des Herzens und eine geteilte Freude. Wie der Jubel der Jungfrau Maria: „Freue dich – Χαίρε!“ (Lk 1,28), sagt der Engel der Verkündigung, und gleich geht Maria zu Elisabeth, um ihr die Freude mitzuteilen. Im Gleichnis vom guten Hirten taucht dieses Wort wieder auf: χαίρων (Lk 15,5), συγχάρητέ (15,6).

Empfangene und weitergegebene Freude. Freude Gottes, weil Freude der Liebe. Ein anderer schenkt sie mir, und ich gebe sie den andern weiter. Christus offenbart uns, dass das die Freude des Himmels ist: „Ich sage euch: So wird man sich auch im Himmel freuen über einen Sünder, der umkehrt“ (Lk 15,7). Es ist dies auch die Dynamik der Freude des Hirten: Ein Sünder, der umkehrt, erfreut Gott, und Gott gibt diese Freude dem ganzen Himmel weiter, an seine „Freunde und Nachbarn“, d.h. die Engel (vgl. Lk 15,10).

Beachten wir aber, dass als erstes das wieder gefundene Schaf die Freude mit dem Hirten teilt. Der Hirt macht ihm keine Vorwürfe, straft es nicht, hält ihm keine Rede. Zu gross ist seine Freude. Was macht man, wenn man eine geliebte Person wieder findet? Man umarmt sie. Der Hirt legt es nicht in Handschellen, um es abzuführen wie einen erwischten Dieb, er legt ihm keinen Strick um den Hals, damit es nicht wieder entweichen kann. Er nimmt es auf die Schultern. Er umarmt es, er hebt es auf und trägt es. Der heilige Benedikt hat wohl dieses Bild oft und gerne betrachtet, denn im Kapitel 27 der Regel legt er es uns vor und sagt, dass Jesus das Schaf „*in sacris humeris suis* – auf seine heiligen Schultern“ genommen hat (RB 27,9).

„Er nimmt es voll Freude auf die Schultern“. Die Kraft, die Last des Schafes auf sich zu nehmen, verrät uns, welche Energie die Freude freimacht. Die Freude ist die Energie der Liebe, der Geduld, der Barmherzigkeit. Wenn der Hirt das Schaf gefunden hat, kann er sich nicht ausruhen, ganz im Gegenteil! Ich habe noch nie ein Schaf auf die Schultern genommen. Ich habe mich aber erkundigt und herausgefunden, dass ein erwachsenes Schaf zwischen 45 und 100 kg. wiegt! Es ist also gerade so schwer wie ein Mensch. Und unser Hirt, der allein viele Kilometer gegangen ist, legt den gleichen Weg zurück mit der Last des Schafes auf den Schultern. Wir werden in unserem Kurs auch über die Geduld sprechen. Wir können aber jetzt schon festhalten, dass Barmherzigkeit immer mit „Tragen“ zu tun hat: den erschöpften, verwundeten, verängstigten Mitmenschen tragen. Die Barmherzigkeit nimmt die Folgen der Irrungen des Bruders, der Schwester auf sich, mit Freude, mit der notwendigen Kraft der Freude, die Gott uns aber schenkt, damit wir den verlorenen Bruder nach Hause tragen können. Auf den Schultern tragen ist eher eine väterliche als eine mütterliche Geste. Es geht nicht darum, den Bruder oder die Schwester in den Armen zu wiegen, sondern selbst

Stütze zu sein für die Gebrechlichkeit und Not des Nächsten und gemeinsam mit ihm zu gehen, um ihm die Rückkehr nach Hause zu ermöglichen, zur Herde, zur Gemeinschaft, ohne Rücksicht auf die Schuld und Armseligkeit, die ihn entfernt haben.

***...wenn er nach Hause kommt, ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen...***

Unser Hirt scheint unermüdlich! Er müsste erschöpft sein vom Umherstreifen auf der Suche nach dem Schaf, vom viele Kilometer langen Rückweg mit der Last auf seinen Schultern. Das Haus müsste für ihn der Ort sein, wo er sich ausruht, für sich und unbehelligt ist, wo er schlafen kann. Aber noch bevor er das Haus betreten hat, da ruft er schon seine Freunde und Nachbarn zusammen, um ihnen seine Freude mitzuteilen: „Freut euch mit mir!“ (Lk 15,6)

Die Freude der Barmherzigkeit ist immer geteilte Freude, sie gehört immer allen. Sie ist nie private Freude, denn private Freude ist unterdrückte Freude, sie ist gar nicht mehr Freude. Sie ist wie das Licht, das man unter den Scheffel stellt, sagt Jesus (vgl. Mt 5,15).

Die Freude, welche die andern zusammenruft, ist „Evangelium“ im wörtlichen Sinn: Sie ist „gute Nachricht“, frohe Verkündigung. Das Schaf ist gerettet! Es ist die Freude des gekreuzigten und auferstandenen Christus: Die ganze Menschheit ist gerettet! Und dieses Evangelium sollen wir mit denjenigen teilen, die unsere Nächsten sind, weil sie zu unseren Bekannten gehören, oder weil wir eine besondere Zuneigung zu ihnen haben, weil sie unsere Freunde sind, oder einfach weil sie in unserer Nähe leben oder wohnen. Unser „Haus“, d.h. für uns unser Kloster wie für andere ihre Familie oder andere Bereiche des täglichen Lebens, ist uns dazu geschenkt, dazu ist uns die Gemeinschaft geschenkt.

Die Barmherzigkeit des guten Hirten ist Evangelisierung, die sich mit unserer Person deckt. In ihr deckt sich Evangelisierung der Welt mit der Geschichte unserer Gemeinschaft, mit der täglichen Sorge für unsere Brüder und Schwestern. Hirt sein ist immer neue Evangelisierung in Christus und von Christus gewollt, um mit ihm an der Erlösung der Welt zu arbeiten.